

Dr. Eberhard Schallhorn

**Dankesrede anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes in einer
Feierstunde der Stadt Bretten am 26. Oktober 2010**

Begrüßung

So ganz wohl fühle ich mich in meiner Rolle nicht. Das Bundesverdienstkreuz für mich? Als mein Schulleiter mir sagte, er wolle mein 40-jähriges Dienstjubiläum besonders, ehrend erwähnen, sagte ich ihm: „Ach nein, ich hab' doch nur meinen Job gemacht.“ Eigentlich gälte das auch heute.

Andere meinten, es müsse diese Ehrung der besonderen, offiziellen Art sein, sozusagen „von Staats wegen“. Gleichwohl gilt: „Ich hab doch nur meinen Job gemacht.“

Natürlich tut der Dank gut, er macht aber auch unsicher, ob er in der Rückschau auf Vergangenes so hoch angesiedelt sein darf.

Es ist geschehen. Ich freue mich, dass ich für Sie alle offensichtlich etwas in den vergangenen Jahrzehnten positiv bewegen konnte. Ich bedanke mich herzlich.

Ich freue mich, hier heute Abend viele altbekannte Gesichter wiederzusehen. Jeder von Ihnen hat einen kürzeren oder längeren Zeitabschnitt seines Lebens mit mir geteilt. Die einen haben kurze, aber intensive Impulse gesetzt, die meinen Lebensweg bestimmt haben. Andere haben mich länger be- und geleitet.

Leider mussten einige, deren Anwesenheit mich geehrt hätte, wegen anderer Verpflichtungen oder auch Krankheit die Fahrt nach Bretten absagen. Denen und besonders meinem Freund Frank Czapek wünsche ich von dieser Stelle gute, schnelle Genesung. Er bedauert wie ich, dass die plötzliche, schlimme Grippe ihn daran hindert, heute kommen zu können.

Ihnen allen danke ich für Ihre Hilfe, Ihre Unterstützung, Ihre Mitarbeit, Ihr Zupacken, Ihren Ratschlag. Ohne Sie stünde ich jetzt nicht hier. Sie alle haben Verdienst an dem Kreuz, das ich nun trage.

Ich möchte Ihnen in Erwidierung Ihrer ehrenden Worte und als Dank dafür ein paar Gedanken vortragen zu den Bereichen, die meinen Lebens- und Berufsweg bis hierher bestimmt haben:

Die Schule mit der Theatergruppe und dem Schüleraustausch mit Polen,

der Umweltschutz und die Politik und – natürlich –

die Geographie.

Schule und Lehrer

„Es gibt keine Taschenspielertricks, mit denen man im Nu lernt“, sagt der Gehirn-Forscher Manfred Spitzer. Und der Göttinger Pädagoge Hermann Giesecke flicht ihm bei: „Durch keinen pädagogischen Trick sind die Mühen und die Anstrengungen, die der Unterricht abverlangt, zu umgehen.“ Unterricht zu halten ist für den Lehrenden genau so mühsam wie die erforderliche Bereitschaft und der Wille der Schülerin und des Schülers, unterrichtet zu

werden. Und Giesecke fügt hinzu: „Weil die Gesellschaft als Gemeinde der Steuerzahler [für die Schule] viel Geld ausgibt, darf sie auch als Gegenleistung eine optimale Mitarbeit der Schüler/innen erwarten.“

Letztlich ist es ein wichtiges Ziel der Schule, den Schülerinnen und Schülern die Fähigkeit zu vermitteln, unterrichtet werden zu können. Wenn Lernen lebenslang ist, dann gilt auch lebenslanger Unterricht. Das schließt die kritische Mündigkeit ein, mit Inhalten verantwortlich umzugehen.

Tagtäglich geht es im Schulalltag darum, dass ein Lehrer versucht, je Klasse um die 30 völlig individuell befindliche Gedankenwelten von Schülerinnen und Schülern so auf ein Thema zu kanalisieren und auf ein Ziel zu konzentrieren, dass sich in ihnen eine neue Erkenntnis festsetzt, die sie nach Unterrichtsschluss sagen lässt: „Heute habe ich etwas gelernt.“

Dieser Schulalltag ist ein harter Job, schon so lange, wie es Schule gibt. Unser Heimat-Humanist Melanchthon hat in einer Schrift „Über die Leiden der Lehrer“ im Jahre 1533 festgestellt:

„Sobald dem Lehrer der Knabe zum Unterricht (...) übergeben wird, übernimmt er ein hartes Geschäft, voll unglückseliger Mühe und Gefahr. Denn für (...) Unterricht scheint dieser eher nicht reif zu sein, da ihn häusliche Schwäche verdorben (...) hat. Da bringt er denn nicht nur keine Liebe zum Studium mit, sondern eher grimmigen Hass, Missachtung der Lehrer und die schlimmsten Gewohnheiten. Und mit einem solchen Ungeheuer soll sich der Lehrer herumplagen.“

Die Pädagogik und Didaktik haben uns besonders in den vergangenen Jahrzehnten vielfältige Tricks und Kniffe – Didaktiker sagen: Methoden - an die Hand gegeben, dass uns Unterricht und Bildung unserer Schülerinnen und Schüler entsprechend der bildungspolitischen Vorgaben und unserer persönlichen pädagogischen Erwartungen gelingen. Bildungsstandards, Input-Output, Kompetenzen, Qualitätsmanagement und – offensive, Evaluation und Reformpädagogik sind Ausdrücke des aktuellen Mainstreams. In Schule und Hochschule wird das eingeführt, was dort, wo es schon eingeführt wurde, gerade wieder abgeschafft wird.

Gelassenheit ist gefordert, die nächste Bildungsreform mit anderen Maximen kommt bestimmt. Aber die bildungspolitischen Vorgaben prägen die jetzige Generation und damit die Zukunft. Das könnte besorgt machen. Denn die vorsichtigen, nachdenklichen Stimmen werden nicht gehört, wer nicht mitmacht, bleibt stehen – und die Karawane zieht weiter. Dass „Schule“ eigentlich „Muße“ bedeutet, Muße zum Nachdenken über die Welt insgesamt – nicht nur über Teilbereiche - und was die Menschen umtreibt, bleibt auf der Strecke, erscheint allerdings vielleicht auch nicht mehr zeitgemäß.

Viele Schülerinnen und Schüler - zumindestens in der Unter- und Mittelstufe - wollen, um erfolgreich zu sein, nicht dürfen, was sie wollen, sondern sie wollen, dass sie sollen. Sie wollen Klarheit, Wegweisung, Aufforderung zum Handeln. Unterricht, der das „Prinzip Team“ in den Vordergrund stellt, manifestiert nur die eine Seite der Medaille. Von Kritikern wird Team übersetzt mit: „Toll, ein anderer macht's“, und in der Arbeitswelt ist der Teamgeist auch schnell verfliegen, wenn es gilt, eine Stelle zu bekommen, für die es viele Bewerber gibt. Schule ist das eine, eine Fußballmannschaft ist das andere. Vergleiche vom einen zum anderen hinken – wie Vergleiche oft. Einseitigkeit ist immer nur einseitig.

Der Lehrer muss die Balance halten können zwischen der Anregung zum eigenverantwortlichen Tun der Schüler, der Aufforderung zum Lernen und der Rolle seiner eigenen Persönlichkeit im Unterricht als Vorbild für Fachkenntnis und Vermittlungsfähigkeit. Ich habe mich um diese Balance bemüht.

Wir wissen, dass einer Zehntausende von Stunden Schach, Golf oder ein Musikinstrument spielen kann, ohne jedoch jemals über das Amateurniveau hinauszukommen, während ein anderer, richtig unterrichteter, weil geforderter Schüler ihn relativ schnell überflügelt. Unterrichten bedeutet, an die Schülerinnen und Schüler jene Herausforderungen zu stellen, denen sie gerade eben noch nicht gewachsen sind. Auch das versuchte ich mir zueigen zu machen. Daher war Unterricht bei Lehrer Schallhorn für Schülerinnen und Schüler auch anstrengend.

Leicht war ich nicht zufrieden zu stellen, und Lobe waren nicht wohlfeil. Allein die Forderung nach korrekter deutscher Rechtschreibung war vielen eine Zumutung. Aber jede erkennbare Anstrengung wurde von mir anerkennend gewürdigt, auch wenn sie nicht immer mit einer guten Note verbunden sein konnte.

Ich verlangte von Schülerinnen und Schülern Unerhörtes: Selbst zu denken, sogar quer und wenig lehrerkonform, schon gar nicht nach meinem Kopf. Das wurde mir in der Oberstufe bei der Vorbereitung auf das Abitur besonders in Deutsch oft übel genommen: Das artig aus der Interpretationshilfe auswendig Gelernte eines Schülers erbrachte zwar die Anerkennung der Mitschüler, nicht aber den erhofften Beifall und die begleitende gute Note durch den Lehrer. Die eigenen Gedanken, auch wenn sie stockend formuliert wurden und ungewöhnliche Ergebnisse zeitigten, erkannte ich an, wenn sie auf einsichtigen Grundlagen aufbauten. Die selbständige Formulierung förderte ich, nicht die abgeschriebenen gestelzten Wendungen, die auf Nachfrage oft nicht einmal in eigene Worte übersetzt werden konnten.

Manche Schüler blieben verschnupft, manche haben gemerkt, worauf ich hinaus wollte. Eine Schülerin schrieb mir nach dem Abitur:

„Ich muss sagen, dass mir Deutsch zwar nie große Probleme bereitet, aber seit der Grundschule auch nicht mehr wirklich Spaß gemacht hat. Seit ich allerdings bei Ihnen Deutsch hatte, traue ich mich viel mehr an Literatur heran. Ich lese plötzlich Bücher, die bei uns im Regal stehen, die ich früher nie gewagt hätte anzufassen und es macht mir sogar großen Spaß. Und auch wenn viele in unserem Kurs bemängelt haben, dass wir die Sternchenthemen nicht so intensiv wie die anderen Kurse durchgekaut haben, bin ich wirklich froh, dass wir so viele verschiedene Einblicke bekommen haben und mehr als doppelt so viele Lektüren durchgemacht haben wie die anderen. Der Unterricht hat mir wirklich den Spaß am Lesen vermittelt und mir die Tür zur Literatur geöffnet.“

So ein Brief ist – in ganz anderer Weise – auch ein Verdienstkreuz.

Theatergruppe

Zu meinem Fach Deutsch passt die Aktivität „Theatergruppe“. In der Schule, die ich von Sexta bis Oberprima – so hießen damals die Klassen 5 und 13 – „durchlaufen“ habe, dem Schlossgymnasium in Düsseldorf-Benrath, spielte ich in der Oberstufe mit Begeisterung Theater, allerdings ohne allzu viel Talent und deshalb eher in Nebenrollen. Aber ich war dabei, sogar einige Jahre als eine Art Obmann der Gruppe, und ich nahm mir vor, später als Lehrer auch eine Theatergruppe zu führen.

Das Theaterspiel in der Schule war in den 1970-er/80-er Jahren noch nicht flächendeckend eingeführt, Schultheatergruppen gab es eher vereinzelt nur hier und da, und bei den wenigen gab es überall Reibereien im Theaterspielalltag, beim Stundenplan des Lehrers, bei der zeitlichen Beanspruchung der Schülerinnen und Schüler, die bei langen Proben auch schon mal eine Hausaufgabe oder die Vorbereitung auf die nächste Klassenarbeit nicht schafften, bei den Probenräumen, bei den Aufführungsräumen. Schon die beiden ersten Aufführungen in meiner kurzen Zeit am Lessinggymnasium in Karlsruhe zeigten mir aber auch, dass Theaterspielen für die Schülerinnen und Schüler einen unerhörten Erfahrungszuwachs

bringt: Sie müssen sich in der Gruppe bewähren, müssen Standhaftigkeit und Mut zeigen, Lampenfieber überwinden, überall zupacken, gestalten und basteln, improvisieren und zum Gelingen des Ganzen beitragen.

Mein Ziel war es von Anfang an, nicht diejenigen mit Freuden in die Theatergruppe aufzunehmen, die stolz zu mir kamen und den Termin für die Proben erfahren wollten, weil sie gut schauspielern und deswegen mitmachen müssten, sondern diejenigen in die Gruppe zu integrieren, die eher als graue, schüchterne „Mäuschen“ galten und sich kaum etwas zutrauten. Ich bin mit dieser Grundauffassung gut gefahren, und viele Schülerinnen und Schüler, die in den Aufführungen dann nach langen Proben auf großartige Weise die verschiedensten Charaktere darstellten, zeigten, dass sie im Verlaufe der Zeit, in der sie in der Theatergruppe mitwirkten, an Charakterstärke und Selbstbewusstsein gewannen – ganz abgesehen von dem schönen Erfolgserlebnis in der Gruppe und Erfahrungen im Bau von Bühnenbildern, im Verlegen von Elektrokabeln, im Nähen von Kostümen, in der Maskenbildnerei oder im Heranschaffen von Requisiten aller Art. Und hier zeigt sich auch die Verbindung zur Geographie, allerdings eher im Methodischen: Theaterarbeit ist systemisch, komplex, führt von vielen Einzelheiten schließlich zum Ganzen, leistet Interpretation von Vergangenen, regt an zur Reflexion des Gegenwärtigen und gibt Perspektiven auf zukünftiges Verhalten. Die Theaterstücke, die im Laufe der Zeit rund 300 Schülerinnen und Schüler mit meiner Hilfe aufführten, orientierten sich immer an der Frage: „Was wollen wir dem Publikum mit nach Hause geben?“ Manchmal haben wir lange über eine zufrieden stellende Antwort auf diese Frage diskutiert, immer aber schließlich eine gefunden.

Das Spektrum der Autoren reichte von Shakespeare, Moliere und Goethe bis zu Brecht, Frisch und Simmel. Unsere Aufführungsorte waren in Bretten zunächst der evangelische Gemeindesaal an der Stiftskirche, dann die neue schöne Aula des Melanchthongymnasiums. Wir erlebten gemeinsam die prickelnde Atmosphäre der Auswärts-Aufführungen in Karlsruhe, Bruchsal, Wittenberg und Warschau. Die Arbeit in und mit der Theatergruppe war immer zeitraubend und anstrengend, aber immer schön. Und wie heißt es: „Wenn die Arbeit Spaß macht, wird sie nicht mehr als Arbeit empfunden.“ So ist es, und es gilt für Lehrer und Schüler.

Schüleraustausch

Der internationale Schüleraustausch, wie ich ihn zwischen unserem Gymnasium und dem polnischen Frycz-Modrzewski-Lyceum seit 1997 durchgeführt habe – zunächst mit Kollegin Frau Dr. Aust, später mit meiner Frau - ist ein wichtiger Beitrag dazu, dass unsere Schülerinnen und Schüler den meistens noch ziemlich unbekannten Nachbarn erlebten und feststellten, dass er genauso fröhlich und traurig, liebenswürdig und freundlich, fleißig und verantwortungsvoll ist wie sie selbst. Und das verbindet und schafft Freundschaften, die dem friedlichen, vereinten Europa, damit uns allen zugute kommen. Der 1. Austausch 1997 war erst einmal eine Begegnung mit dem noch unheimlichen Anderen. Die Grenze zu Polen war noch eine richtige Grenze, und die Passkontrolle durch polternde Grenzsoldaten in Gefechtskleidung mit Maschinenpistole war furchteinflößend. Am Ende der gemeinsamen zehn Tage gab es beim Abschied Tränen und Wiedersehensschwüre. Die Schülerinnen und Schüler verfassten eine „Deutsch-polnische Freundschaftserklärung“, die zu meiner Freude heute immer noch – auf Deutsch und Polnisch - im Foyer unseres Gymnasiums aushängt:

„Wir, die Schülerinnen und Schüler der Klasse 2b des 17. städtischen Lyceums Andreas-Fritz-Modrzewski in Warschau und der Klasse 11f des Melanchthon-Gymnasiums in Bretten, haben vom 4. bis 14. April 1997 einen gemeinsamen Aufenthalt in Mierki bei Olsztyn (Allenstein) verbracht. Zusammen haben wir die Umgebung kennengelernt und uns über die polnisch-deutsche Geschichte informiert, in Gruppen miteinander verschiedene Themen erarbeitet, musiziert, diskutiert, gelacht und Freundschaften geschlossen. Wir wünschen und bitten unsere Schulleiter sowie unsere Lehrerinnen und Lehrer, auch in Zukunft einen solchen Aufenthalt zu ermöglichen. Es ist für uns eine wichtige Erfahrung, dass wir uns

kennenlernten und im Bewusstsein über die schwierige Geschichte der beiden Völker gut verstehen. Mierki, Samstag, 13. April 1997“

Meine Kontakte nach Polen haben sich inzwischen nach Schlesien ausgeweitet. Wir wollen dem Geographen und Geologen Ferdinand von Richthofen in seinem Geburtsort, der kleinen Gemeinde Pokój bei Oppeln, ein Denkmal setzen. Die Einweihung ist für 2012 geplant. Und als Anmerkung: Pokój ist der frühere mondäne Kurort Bad Carlsruhe.

Umweltschutz, Politik

Im Oktober 1971 legte der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher das „Umweltprogramm der Bundesregierung“ vor, das zum ersten Mal die Umweltpolitik einer deutschen Bundesregierung formulierte. Dort hieß es: „Immer mehr Rohstoffe werden verbraucht, mehr Land wird überbaut, mehr Eingriffe in die Biosphäre sind notwendig. (...) Die Selbstreinigungskraft von Boden, Wasser und Luft reicht in vielen Fällen nicht mehr aus.(...) zugleich vermehren sich sprunghaft die Abfälle aller Art. (...) Die Übernutzung der natürlichen Hilfsquellen führt (...) zu Gefährdung oder Schädigung der Gesundheit, Gefahren für die Wasserversorgung, Verlust an Erholungsgebieten, Verfall von Wirtschafts- und Kulturgütern.(...) Das ganze Ausmaß der Gefahren wurde unterschätzt.“

Es war die Zeit, in der der Bericht an den Club of Rome „Die Grenzen des Wachstums“ aufzeigte, in der die Disparität der Entwicklung von Bevölkerung und Wohlstand in der Welt erkannt wurde, in der die Realisierung klotziger Stadtplanungen vielerorts zu brutaler Unwirtlichkeit von Städten führte. Die grüne Partei war noch im einigermaßen chaotischen Entstehungsprozess. „Sie sind ja ein Grüner!“ war nicht als Kompliment, sondern als Beschimpfung gemeint.

Umweltschutz ist angewandte Geographie – was lag da einem Geographen näher, als hier mitzuwirken? Und da Genschers FDP damals die einzige Partei war, die Umweltpolitik ernsthaft voranzutreiben schien, schloss ich mich der FDP an. Aber der Umweltschutz war nicht eine radikale Aufgabe der FDP, eine, die in die Wurzel der Partei vordrang, sondern eher aufgesetzt und in der übrigen Bevölkerung auch nicht verankert. Damit musste mein politisches Engagement in dieser Partei letztlich scheitern. Aber es fanden sich einige, die gleich dachten. Wir gründeten die Brettener Ortsgruppe des BUND, und im Schwarzwaldverein konnte ich einige Impulse im Umweltschutz setzen.

Und das „Heimatbewusstsein“ des Geographen führte zum Mitwirken in der Kommunalpolitik, das sich in der knappen Wahl zum Stadtrat für den Ortsteil Diedelsheim und in der Anregung zur Gründung des „Bürgervereins Diedelsheim“ manifestierte. Es war eine aufregende Zeit, die aber durch die polarisierenden Ansichten und Haltungen auch ihre schwierigen Phasen hatte.

Geographie

Vom Fach Geographie, von seinen Inhalten und Methoden muss man gefesselt sein – oder die Geographie wächst sich zu einem Moloch aus, der nicht zu beherrschen ist und nur Mühsal und Verdruss macht.

An meinen Erdkundeunterricht in der Schule erinnere ich mich kaum noch, er war eher lästig. Einmal musste ich eine Karte von China zeichnen. Ich benutzte Butterbrotpapier und Wasserfarbe. Das Papier wellte sich, wollte nicht mehr plan werden, die Farben waren auf dem transparenten Papier unschön blass, die ganze Karte ein ungeliebtes Produkt und entsprechend mager benotet. Irgendwann hatten wir einen Erdkundelehrer, der immer in der letzten Unterrichtsstunde vor den Ferien eine Geschichte von der Schwarzen Mamba vorlas, einer schrecklichen Riesenschlange im Tropischen Regenwald. Das war interessant – aber

eigentlich allein keine gute Voraussetzung dafür, an der Universität unbedingt das Studienfach Geographie zu wählen. Und da ich seit der frühen Kindheit Lehrer werden wollte, weil ich gerne alles Geschriebene und Gedruckte mit rotem Stift korrigierte, brauchte ich ein zweites Studienfach. Das erste war Deutsch, das stand fest, nachdem ich lange zwischen Mathe und Deutsch geschwankt hatte. Das Fach Geographie war damit eigentlich mit wenig guten Assoziationen besetzt, aber es musste wohl sein.

Entsprechend missmutig verbrachte ich mein 1. Semester in Köln, von der Schwarzen Mamba war in den Vorlesungen keine Rede mehr. Ab dem 2. Semester war ich dann in Freiburg im Breisgau. Dorthin kehrte bald der Professor für Physische Geographie Wolfgang Weischet nach einem längeren Forschungsaufenthalt in Chile zurück. Ihm ging der Ruf voraus, schwierig zu sein: Hohe Anforderungen in jeder Hinsicht. Ich hörte mal in seine Vorlesungen hinein - damals ging das noch, es gab keinen Bachelor, keine Module. Zunächst verstand ich gar nichts, ging trotzdem wieder hin, wurde interessiert an dem, was er und wie er es vortrug, belegte die ersten Exkursionen bei ihm und stellte fest: Nur so geht es: Intensives Einarbeiten in die Materie, beobachten, kartieren, erklären.

Der Zufall wollte es, dass er mit seiner Familie eine Professoren-Wohnung in einer neuen Studentensiedlung bewohnte, in der auch ich als einer der ersten Bewohner ein Zimmer ergattern konnte. Man traf sich, der junge Student grüßte artig und der gestrenge Universitätsprofessor hatte Zeit für ein paar freundliche Worte. Das Eis war gebrochen, der Kontakt hergestellt und die Profession des Gelehrten weckte in dem Studenten Interesse, Neugier und Wissenswillen. Geographie, das war nun mein Fach.

Professor Weischet machte mich zu seinem Hiwi, seiner studentischen Hilfskraft. Ich durfte Dias schieben und für die richtige Wandkarte im Vorlesungsraum sorgen. Für die Exkursionen rüstete ich mich von meinem kargen Studentenetat mit Lederbundhose, Bergschuhen und Geologenhammer aus. Von Stund' an waren die Wochenenden besetzt, ich war „im Gelände“, wie Geowissenschaftler sagen. In meiner Studentenbude häuften sich die Gesteinsproben. Es waren nicht die naturwissenschaftlichen Einzelheiten des Geosystems Erde, nicht die sozialen oder ökonomischen Gegebenheiten je für sich allein, die mich fesselten, es waren die auf den Raum bezogenen Inhalte im Grenzbereich zwischen Natur- und Humanwissenschaften, die Zusammenhänge zwischen dem physischen Erscheinungsbild und der Überprägung durch den Menschen. Und sie waren meistens aus dem Landschaftsbild grundsätzlich ablesbar oder aus seinen Einzelheiten ableitbar – mein Professor hatte mich gelehrt, wie das geht.

Mit dem Interesse für die Geographie und der Erkenntnis, dass sie sich eigentlich mit dem Wichtigsten befasst, das wir haben, mit unserer Erde und ihren Menschen, war die Grundlage dafür gelegt, nicht nur Geographie zu betreiben, sondern mich auch für die Geographie einzusetzen. Und das tat ich dann ja auch – Sie haben es vernommen. Die, die mich auf dem Wege unterstützt, manchmal auch gedrängelt haben, haben wohl nicht geahnt, dass daraus ein lebenslanges Engagement werden würde.

Das Image der Geographie an der Schule ist bescheiden, geschuldet allein von der Bildungspolitik. Sicherlich ist nichts geeigneter, ein Schulfach in Misskredit zu bringen als seine Minderbewertung durch die Schulbehörden und sich daraus ergebende enttäuschende Leistungen, sagte der Geographiedidaktiker Emil Hinrichs schon Anfang der 1970-er Jahre. Die Gründe für das langsame, aber sichere Abbauen der Geographie in der Schule liegen eher im Dunkeln. Umso mehr sind engagierte Lehrerinnen und Lehrer gefragt, die mit unseren Schülerinnen und Schülern auch in heute anders benannten Fächern geographisch fundiert arbeiten können. Ich kenne viele von ihnen, die die Fahne der Geographie an vielen Schulen hoch halten.

Geographische Inhalte wandern mehr und mehr in andere etablierte und neu geschaffene Fächer ab, und die Gefahr besteht, dass die Geographie nicht mehr als ein selbständiges

Fachgebiet erkannt wird. Aber die Basis der Wissenschaft Geographie und darüber hinaus der Geowissenschaften an den Universitäten und Hochschulen ist die Geographie an der Schule. Und die Wichtigkeit und Bedeutung geographischen Unterrichts ist unbestritten und schon in seiner einfachsten Form, der topographischen Unterweisung, unverzichtbar. „Eine Gesellschaft, die keine Ahnung vom Raum hat, in dem sie sich bewegt, tappt im globalen Dorf fast noch dümmer herum als eine, die nicht richtig schreiben und lesen kann“, konnte man in einer Ausgabe der Zeitschrift „Wirtschaftswoche“ lesen. Das Internet ermöglicht es, hierzu beredete Beispiele zu finden:

Fragt einer am 23. Oktober 2010 in der Internetplattform *Gute Frage*: „Welches Land gehört geographisch nicht zu Mitteleuropa? Luxemburg – Malta – Polen. Ich hänge schon die ganze Zeit an dieser Frage.“ Antwort am 24. Oktober: „Polen ist in Westeuropa, Malta Südeuropa, Luxemburg ist Mitteleuropa wie Deutschland, Österreich, Schweiz, Liechtenstein, Belgien, Niederlande.“

Ein Atlas könnte hier helfen.

In einem Klimageographie-Lehrbuch heißt es: „Wenn sich tatsächlich die Prognose über den 2½ - 3fachen CO₂-Gehalt der Arktis und die daraus gefolgerte Erwärmung der Arktis um 8 - 10 Grad C im Laufe der Zeit bestätigen sollte, dann muss (...) eine weitgehende Beseitigung des arktischen Meereises angenommen werden. (...) Die Konsequenzen für die landwirtschaftliche Nutzung und die Wasserversorgung müssten in Hinblick auf die stark wachsende Bevölkerung schlechthin katastrophal sein.“

Die Enquete-Kommission „Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ des Deutschen Bundestages schreibt in ihrem Zwischenbericht schon im Jahre 1990: „Die Auswirkungen einer ungebremsten Entwicklung des Treibhauseffektes und der Klimaänderungen werden (...) mit sehr großer Wahrscheinlichkeit für viele Regionen der Welt katastrophal sein. Deshalb müssen möglichst schnell einschneidende Maßnahmen (...) ergriffen werden.“

In der gerade erschienenen Strategieschrift der Geokommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft lesen wir: „Um der Weltbevölkerung ausreichende und gerecht verteilte Georessourcen zur Verfügung stellen zu können, ist ein umfassendes Verständnis des Erdsystems nötig.“ Und weiter heißt es dort: „Geowissenschaftliche Grundkenntnisse werden an deutschen Schulen meist nur unzureichend vermittelt (...). Kenntnisse in Erdgeschichte sind (...) für das menschliche Selbstverständnis nicht weniger / wichtig als die Kulturgeschichte der Menschheit. Ein modernes naturwissenschaftliches Weltbild ist ohne den Beitrag der Geowissenschaften unvollständig. Um den Klimawandel zu begrenzen, wird jeder einzelne Bürger seinen persönlichen Lebensstil einschränken und andere Belastungen in Kauf nehmen müssen. Diese Veränderungen werden nur dann politisch akzeptiert werden, wenn die breite Mehrheit der Bevölkerung ein solides Grundverständnis davon hat, wie unsere Umwelt und unser Planet funktionieren. Hierfür ist eine angemessene Berücksichtigung der Geowissenschaften in den Schulen notwendig, entweder als Teil des Unterrichts in Geographie und in den Naturwissenschaften oder als separates Schulfach in einzelnen Jahrgangsstufen.“

Im Lehrplan „Erdkunde für das allgemeinbildende Gymnasium“ aus dem Jahre 1984 stand noch Stadt- /Landesplanung und Raumordnung. Das waren auch allerhand Paragraphen und Vorschriften und ein Unterrichtsinhalt, der für die Schülerinnen und Schüler etwas zu akademisch sein konnte. Aber der gefährlich trockene juristische Stoff konnte mit Karten und Informationen aus der Stadt und der Region, mit persönlichen Befragungen der Stadt- und Regionalplaner belebt werden, öffnete dann die Augen und Sinne für die Realität und das Interesse für die Entwicklung des heimatlichen Umfeldes.

Heute ist dieser Inhalt aus dem Lehrplan herausgefallen – es mag sein, dass die Geschehnisse dieser Tage und Wochen im benachbarten Württemberg auch darin ihre

Ursachen haben. Denn die vielen jungen Leute, die da protestieren, haben von Stadt- und Landesplanung in der Schule wohl nichts gehört, und den Älteren sei es zugestanden, sich an diese, subjektiv eher marginalen Unterrichtsinhalte nicht mehr zu erinnern. Das heißt aber auch nicht, dass mit besseren Kenntnissen auf diesem Gebiet die Proteste verstummen würden. Da ist noch anderes schief gelaufen.

Einer Stadt kann man ansehen, ob in ihrem Planungsamt ein in die Realisation einer jeweiligen Kubatur verliebter Architekt, ein Stadtplaner mit dem Blick auf den gerade anstehenden Bebauungsplan - oder ein Geograph Verantwortung trägt – natürlich mit entsprechender Spezialisierung. Der Geograph erkennt das Jetzige auf der Grundlage des Gewordenen und plant ein Umfeld, das die Bewohner der Stadt einfühlbar auf dem Weg zu Neuem mitnimmt. Wenn das nicht gelingt, sind die Bürger verschreckt und ist der gemeindliche Friede in Gefahr. Wir haben es erlebt: Ende der 1970-er Jahre haben die Brettener den Bau weiterer Flachdachkuben am „angedachten“ Ring um die Altstadt gestoppt und den Ring gleich mit dazu. Heiner Geißler hat da etwas Richtiges erkannt, ich würde sagen: er denkt – ohne sich darüber klar zu sein - geographisch, nämlich systemisch und in Zusammenhängen, wenn er als Schlichter in Stuttgart sagt: „Die Politik wird gezwungen sein, nicht nur die technologischen und ökonomischen Vorteile zu sehen, sondern auch die Auswirkungen auf die Menschen zu berücksichtigen.“

„Die Geographie ist der Kern, um den herum die übrigen Wissenschaften gesponnen sind“, äußerte Gilbert M. Grosvenor, Präsident der US-amerikanischen National Geographic Society. In dem Aufsatz in der erwähnten Zeitschrift „Wirtschaftswoche“ wird genauso kurz wie bündig und treffend formuliert: „Geographieverständnis ist heute wichtiger und geographischer Analphabetismus gefährlicher als je zuvor.“ Um dieses Geographieverständnis zu fördern und zu fordern, habe ich seit vielen Jahren mit großer Freude die verschiedenen Funktionen innerhalb der deutschen Geographical Community übernommen – und hoffentlich so ausgefüllt, dass die heutige Auszeichnung ihre Berechtigung hat.

Dank

Es bleibt mir, herzlichen Dank zu sagen an die, die mir durch ihre Würdigungen die Ehre des Bundesverdienstkreuzes am Bande zuteil werden ließen. Ich danke denen, die hier ehrende Worte gefunden haben. Ich danke der Stadt Bretten herzlich dafür, dass sie diese Feierstunde ausgerichtet hat, so dass ich die eher anonyme Atmosphäre in Stuttgart mit der heimeligen hier unter Ihnen eintauschen konnte. Ich danke herzlich für die wunderschöne musikalische Umrahmung und Einbindung der Ehrung. Ich danke Ihnen allen, dass Sie durch Ihre Anwesenheit Verbundenheit mit dem beruflichen und ehrenamtlichen Engagement gezeigt haben. Und last – but not least - danke ich meiner Familie dafür, dass sie mich für viele Stunden freigestellt hat, in denen ich für die deutsche Geographie tätig sein durfte.